

HANSER



Leseprobe

Jochen Hörisch

Tauschen, sprechen, begehren

Eine Kritik der unreinen Vernunft

ISBN: 978-3-446-23072-9

Weitere Informationen oder Bestellungen unter

<http://www.hanser-literaturverlage.de/978-3-446-23072-9>

sowie im Buchhandel.

INHALT

Vorwort

»Den Reinen ist alles rein« – Zur Kritik der unreinen Vernunft	7
---	---

I

Tauschen

1 Die beiden Seiten einer Münze – Sohn-Rethels Geld- und Geltungstheorie	29
2 Identitätszwang und Tauschabstraktion – Sohn-Rethels soziogenetische Erkenntnistheorie	37
3 Die Theorie der Verausgabung und die Verausgabung der Theorie – Walter Benjamin zwischen Georges Bataille und Alfred Sohn-Rethel	58
4 Die Krise des Bewußtseins und das Bewußtsein der Krise – Zu Sohn-Rethels Luzerner Exposé	83
5 Die Kunst des Kapitals und das Kapital der Kunst – Strukturen einer Affaire	113

II

Sprechen

1 Das doppelte Subjekt – Die Kontroverse zwischen Hegel und Schelling im Lichte des Neostrukturalismus	132
2 Herrscherwort, Geld und geltende Sätze – Adornos Aktualisierung der Frühromantik	164
3 Objektive Interpretation des schönen Scheins – Walter Benjamins absonderliche Ideenlehre	186
4 Der satanische Engel und das Glück – Die Namen Walter Benjamins	206
5 Gedichte nach Auschwitz – Überlegungen zu einem berühmten Diktum Theodor W. Adornos	224

III Begehren

1	Die Mutterbrust, der Vatermund und die Logik – Zu Philippine Knigges <i>Logic für Frauenzimmer</i>	239
2	Angstlust – Lacan mit Heidegger	252
3	Die Kunst der Theorie – Anmerkungen zum Design von Niklas Luhmanns ästhetischer Theorie	267
4	Wasser/Werke – Auslassungen über den reinen Körper und den unreinen Geist	278
5	Psychoanalyse als Kritik der unreinen Vernunft – Mit einem Exkurs zu Harry G. Frankfurts Essay <i>Bullshit</i>	290
6	Politik ist ein schmutziges Geschäft – Medien des Terrors und der Terrorbekämpfung	306
	Anmerkungen	331
	Textnachweis	365
	Bildnachweis	367

Vorwort:
»Den Reinen ist alles rein« –
Zur Kritik der unreinen Vernunft

Rein wäre, was weder bezogen, noch beziehbar ist. [...] Der Begriff rein ist also ein leerer Begriff – [...] alles Reine ist also eine Täuschung der Einbildungskraft – eine notwendige Fiction.

Novalis

Die Rede von »anthropologischen Konstanten« ist ebenso gängig wie umstritten. Einige schlichte Evidenzen wie die, daß alle Menschen in allen Epochen an allen Orten und in allen Kulturen sterben oder Nahrung zu sich nehmen müssen, um zu überleben, sprechen für die Annahme solcher Konstanten. Andere und in der Regel genauere Beobachtungen wie die, daß Menschen sich sehr unterschiedlich ernähren und auch im Rahmen ganz unterschiedlicher Annahmen und Umstände ihre Endlichkeit deuten, sprechen jedoch gegen allzuviel Überschwang bei der Rede von anthropologischen Konstanten. Konstant scheint allenfalls zu sein, daß es *ein* konstantes Wesen *des* Menschen nicht gibt. Das ist eine alte Einsicht. »Ungeheuer ist viel, doch nichts ungeheurer als der Mensch«, lauten berühmte pathetische Verse aus der *Antigone* des Sophokles. »Der Mensch ist aus krummem Holz geschnitzt«, lautet ein nüchterner Satz ausgerechnet des Philosophen Kant, der dem Begriff »rein« zu einer Hochkonjunktur verhalf. Sollte rein immer gelten, daß es nichts Reines gibt unter der Sonne und daß schlechthin »alles«, das Menschlich-Allzumenschliche wie das Göttliche, kontaminiert ist?

Ohne Dialektik denkt man auf Anhieb dümmer. Also ist zumindest ein gewisses Quantum an dialektischem Denken und Nachfragen geboten: Sollte es eine Konstante sein, daß es keine belastbaren anthropologischen Konstanten gibt? Um einige vieldiskutierte Beispiele zu evozieren: Welchen Status haben universale Geltungsansprüche (etwa die der Menschenrechte), wenn schwerlich zu bestreiten ist, daß ein solcher Universalismus ein kulturrelatives Phänomen ist – was nichts anderes heißt als dies: daß universalistische Annahmen nicht von allen Menschen zu allen Zeiten an allen Orten geteilt wurden und werden? Könnte es sein, daß ewige Geltung nur der Satz hat, es gebe keine ewige Geltung, daß verlässlich allein die Einsicht in die Unverlässlichkeit aller vermeintlichen Letzt-Einsichten ist? Reizvoll ist an solchen dialektischen Denkfiguren, daß sich noch der ihnen innewohnende Skeptizismus konterkarieren läßt. Hat man nicht, so fragte schon Hegel, gute Gründe, auch dem Skeptizismus skeptisch zu begegnen? Im Hinblick auf die beliebte Wendung von den anthropologischen Konstanten legen solche Fragen eine Umkehr der Fragerichtung nahe: Anspruch auf langfristige Dauer haben demnach nicht etwa Wesenszüge des Menschen überhaupt, sondern vielmehr die Probleme, auf die Menschen Antworten finden müssen. Menschen finden dann sehr unterschiedliche Lösungsmöglichkeiten und mit ihnen neue Möglichkeiten, sich in Probleme, Strukturen und Geschichten zu verstricken.

In der Tat spricht alles dafür, daß alle Menschen zu allen Zeiten an allen Orten mitsamt den Kulturlogiken, in die sie verstrickt und verwoben sind, vor schwer zu lösenden Problemen wie diesen stehen: Es gibt vielfachen Mangel (u. a. an Liebe, an Gütern, an Lebenszeit) – wie sollen wir darauf reagieren? Nur die wenigsten werden (empirische

Gründe dafür haben,) darauf dialektisch (zu) reagieren: Sollte es auch einen Mangel an Mangel geben? Weil Menschen in unbefriedigenden, unreinen, unklaren, unübersichtlichen Verhältnissen leben, sind sie u. a. darauf angewiesen, zu sprechen, zu tauschen und zu begehren. Die hier unter dem Titel *Tauschen, sprechen, begehren* versammelten Studien lassen sich von der Überlegung leiten, daß es Problemkonstanten in allen Kulturen ebenso gibt wie beeindruckend variable Möglichkeiten, auf sie zu reagieren. Alle Kulturen müssen Regeln des Sprechens, des Tauschens und des Begehrens entfalten. Sie müssen Antworten auf Fragen und Probleme wie diese finden: Wer hat wem mit welchen Folgen was zu sagen, wie kann A in den Besitz und/oder Genuß eines Gutes von B kommen, wer darf wen wann und unter welchen Umständen ungestraft lieben, begehren, heiraten?

Obwohl sie sich von solchen Fragen stimulieren lassen, sind die in diesem Buch zusammengestellten Studien jedoch nicht als systematische Beiträge zu einer universalen Kulturanthropologie oder Kulturwissenschaft zu verstehen. Statt dessen interessieren sie sich, um es neudeutsch zu formulieren, für ein spezifisches Theoriedesign: Wie kann und soll eine Denkstruktur aussehen, die Fragen wie den soeben aufgeworfenen in etwa standhält? Die hier in zumeist stark überarbeiteter Form wiedervorgelegten Texte versuchen zumindest eine indirekte Antwort auf diese Frage: Es lohnt sich, Theorien Aufmerksamkeit zu schenken, die auf den ersten und nicht nur auf den ersten Blick absonderlich, exzentrisch, ja abwegig scheinen, weil sie dazu verführen, bislang Un- bzw. Untersagtes dennoch zu sagen und Ungedachtes fortan zu denken. Die hier versammelten Studien und Essays nehmen deshalb Impulse des dialektischen Denkens von Hegel, der Kritischen Theo-

rie Benjamins und Adornos, der ebenso weitreichenden wie mittlerweile in Theoriedebatten weitgehend ausgeblendetem Tausch- und Bewußtseinstheorie Sohn-Rethels, der strukturalen Psychoanalyse Lacans und der Systemtheorie Luhmanns auf.

Gemeinsam ist diesen Theorien u. a., daß sie hochgradig kontraintuitiv daherkommen. Daß die Analyse von Eigenamen das eigentliche Kerngeschäft einer anspruchsvollen Theologie sei, daß es objektive Interpretationen des schönen Scheins gebe, daß das Transzendentalsubjekt ein Derivat des Geldverkehrs sei, daß logisches Denken etwas und zwar Entscheidendes mit dem Untergang des Matriarchats zu tun habe, daß das Begehren des Subjekts auf die zeitliche Verfassung von Sein zurückzuführen sei, daß Menschen nicht zur Gesellschaft gehören – diese Thesen und Theoreme von Adorno, Benjamin, Sohn-Rethel, Lacan und Luhmann sind so absonderlich wie faszinierend, weil sie keine Angst vor Unreinheiten und vor vermeintlichen Kategorienfehlern haben und weil sie denken, was »man«, selbst wenn man gebildet und klug ist, nicht sofort denkt, und formulieren, wie man in der Regel nicht formuliert. Deshalb stehen diese Theorien des Sprechens, des Tauschens und des Begehrens in einem ironischen Verhältnis zur Tradition eines reinen Denkens, das ängstlich sofort zu denken aufhört, wenn es auf Paradoxien, Selbstwidersprüche, Sphärenwechsel und Inkonsistenzen trifft. Gerade an jenen Bruchstellen, an denen es um Unreines und um Häresien, also um Abfall in jedem Wortsinn geht, ist die Kraft einer Analyse geboten, die mehr zu sagen hat als »so nicht«.

Mit Kants *Kritik der reinen Vernunft* setzte sich vor gut zweihundert Jahren ein humanwissenschaftliches Theoriedesign durch, das sich bis zum Siegeszug der analytischen Philosophie behauptete. Wer wollte auch widersprechen,

wenn sich Theorien auf Argumentativität, Vermeidung von Selbstwidersprüchen, systematische Begriffsklärung, Analytizität und intellektuelle Redlichkeit verpflichten? Den Titel seines Hauptwerks hat Kant geschickt gewählt. Es geht um die Analyse der reinen Vernunft, also nicht um die Erhellung einzelner, empirischer Phänomene, sondern um eine Erhellung der Strukturen von Vernunft und Verstand überhaupt; es geht nicht um die schmutzige Psychologie und Anthropologie empirischer Subjekte, sondern um die Klärung der Verfassung transzendentaler Subjektivität. Einzelnen Zeitgenossen Kants war dieses Unterfangen ein wenig zu rein, um nicht auch suspekt zu sein. Der prominenteste unter ihnen ist Goethe. Er läßt in seinem *Faust*-Drama die unreinste aller denkbaren Figuren, Mephisto, an Gott und indirekt auch an Kant, also an den Denker, der den ontologischen Gottesbeweis in Frage stellte, freche Verse adressieren, die vom Verdacht motiviert sind, Vernunft sei durch und durch unrein:

Von Sonn' und Welten weiß ich nichts zu sagen,
Ich sehe nur, wie sich die Menschen plagen.
Der kleine Gott der Welt bleibt stets von gleichem
Schlag,
Und ist so wunderlich als wie am ersten Tag.
Ein wenig besser würd' er leben,
Hättst du ihm nicht den Schein des Himmelslichts
gegeben;
Er nennt's Vernunft und braucht's allein,
Nur tierischer als jedes Tier zu sein.
Er scheint mir, mit Verlaub von Euer Gnaden,
Wie eine der langbeinigen Zikaden,
Die immer fliegt und fliegend springt
Und gleich im Gras ihr altes Liedchen singt;

Und läg' er nur noch immer in dem Grase!
In jeden Quark begräbt er seine Nase. (vv. 279-292)

Das ist hübsch und provokant formuliert und bringt früh auf den Punkt, was Kritische Theorie später unter der Formel »Kritik der instrumentellen Vernunft« verhandeln wird. Goethe spielt sinnvoll mit dem Doppelsinn des Wortes »Schein«. Vernunft scheint, leuchtet und strahlt so rein und hell wie das Himmelslicht – aber sie scheint eben nur so rein zu sein. Das Scheinen der Vernunft ist blendender Schein, nämlich ein Schein, der die unreine Genese und Geltung noch von Verstand und Vernunft ausblendet. Das, was Menschen ihrer Selbstbeschreibung zufolge von Tieren unterscheidet, nämlich ein Vernunftwesen, ein animal rationale zu sein, macht sie zu Untieren, die tierischer als jedes Tier sein können.

Es ist kein Zufall, daß es vor allem Dichter waren, die den Siegeszug reinen Denkens mit unreinen Zwischenrufen begleitet haben.¹ Ist die sogenannte schöne Literatur doch häufig zugleich schrecklich-schöne Literatur, nämlich ein Genre, das Zeugnis von a priori schmutzigen Geschichten ablegt. Literatur ist nicht auf reine Analysen aus. Sie analysiert vielmehr, indem sie von unreinen Verstrickungsgeschichten, etwa von den Affekten, die in der Vernunft, oder eben auch von der Vernunft, die in Idiosynkrasien steckt, berichtet. »Uns bleibt ein Erdenrest / Zu tragen peinlich, / Und wär' er von Asbest, / Er ist nicht reinlich« (vv. 11954-57) singen am vollendeten Ende des *Faust*-Dramas ausge-rechnet die reinen Engel, denen Goethe ein unmögliches und also unreines Adjektiv beigegeben hat – »die vollendeteren Engel«. Vollendung läßt sich nicht mehr steigern, Vollendung ist ja schon superlativisch. Und ebendiese Engel, die vollendeter als die Vollendung sind, die ein wenig

zu rein sind, um vollständig rein zu sein, halten fest, daß es stets und noch dann, wenn der reinste Stoff im Spiele ist, unreine Reste gibt. Asbest galt zu Goethes Zeit noch als das reinste Element; daß ausgerechnet Asbestverunreinigung und Asbestverseuchung zu Schreckensworten modernen Bauens werden könnten, war zu Goethes Zeit noch nicht absehbar, verleiht seinen Worten und Hinweisen auf das unabbaubar Unreine jedoch unerwartete Nachhaltigkeit.

Subtiler noch als Goethes Kritik der scheinbar asbestreinen Vernunft ist diejenige, die Kleist im *Zerbrochenen Krug* in Szene setzte.² Die Geschichte ist schnell erzählt. Ein Dorfrichter, der keinen anderen Namen als den des Stammvaters aller Menschen trägt, ist von unreinen Trieben und Taten nicht frei. Adam hat nächtlich der schönen Eve (welch reiner, palindromatischer Name) nachgestellt, wobei es zu Turbulenzen und unreinen Szenen aller, auch fäkalischer Art sowie zur Zerbrechung eines Kruges kam. Und nun muß er, der Liebeshungrige, der seinerseits viel in sich reinzufressen hat, in lädiertem Zustand Gerichtstag halten und den Doppelsinn nicht nur des Wortes »Gericht« erfahren. Adam muß erleben, wie der Alptraum seines kurzen und unruhigen Schlafes reale Gestalt annimmt. Er, der humpelnde Richter, der Alte mit dem Schwell- und Pferdefuß, wird zum Angeklagten; Adam muß über sich selbst zu Gericht sitzen. Das ist nun, wie viele Interpreten erkannt haben, nichts anderes als eine ins Groteske gewendete Variante des sophokleischen *Ödipus*-Dramas. Es ist aber auch eine so subtile wie entschiedene Inszenierung einer Kritik am Projekt der reinen Vernunftkritik. Kleists Lustspiel stellt vor Augen, was an den Analysen der reinen Vernunft a priori unrein ist: daß die reine Vernunft über sich selbst zu Gericht sitzt. Kleist saß, sein Lustspiel vom zerbrochenen Krug schreibend, auch über einen anderen zu Gericht:

über Herrn Professor Krug. Der war kein anderer als Kants Nachfolger auf dem Lehrstuhl für Philosophie in Königsberg und – Ehemann einer Frau, die Kleist geliebt hatte.

Kritik der reinen Vernunft ist ein doppeldeutiger Titel. Denn die Genitivwendung will sowohl als genitivus objectivus wie auch als genitivus subjectivus verstanden werden: Die reine Vernunft ist das Subjekt, das da die kritische Analyse vollzieht; Objekt der Kritik aber ist zugleich ebendiese Vernunft. Die Vernunft sitzt zu Gericht – worüber? Über die Vernunft, also über sich selbst. Und sie wird zum wenig originellen Urteil kommen, daß sie recht habe, daß sie deshalb Recht zu sprechen habe und daß es keine weitere Rechtsinstanz über ihr gebe. Dies ist ersichtlich ein Justiz-Skandal erster Ordnung. Denn man muß nicht Jurist und Zuschauer von Kleists *Zerbrochenem Krug* sein, um es unakzeptabel zu finden, daß ein Angeklagter und Verdächtiger wie Dorfrichter Adam zum Richter in eigener Sache bestellt ist. Die Verhältnisse vor dem Gerichtshof der reinen Vernunft (Kant liebt bekanntlich die Gerichtsmetaphorik) sind nun aber so skandalös wie die in Kleists Stück – und zugleich von schwer zu überbietender Reinheit. Keine weitere Macht interveniert und stört den reinen Selbstbezug der sich analysierenden Vernunft.

Die Vernunft bleibt rein unter sich. Und dabei hat sie auch noch ein gutes Gewissen. Könnte man denn ernsthaft wollen, daß andere Instanzen als die der Vernunft analysieren, was die Vernunft in die Waagschale zu werfen hat, wenn sie ihre eigenen Grenzen auslotet? Sollte irgend jemand wirklich dafür optieren wollen, etwa Machtgelüsten, delirierenden Offenbarungserfahrungen, frommen Anfällen, Visionen, Trancezuständen, Affekten, Gefühlen, musikalischen Ergriffenheitserlebnissen oder Aversionen und nicht der Vernunft das entscheidende Wort über das Vermögen

der Vernunft anzuvertrauen? Und bewährt sich Kants Verfahren nicht beeindruckend, wenn die reine Vernunft, sich selbst analysierend und kritisierend, herausfindet, was sie alles nicht herausfinden kann, wenn sie sich also selbst bescheiden in die Schranken weist und dem Glauben, dem Empfinden und den Affekten Platz macht? Auch wenn man all dies konzidiert (wofür gute Gründe sprechen), bleibt die Einsicht, daß der Kern des Projekts einer Kritik der reinen Vernunft unrein ist und sein muß. So unrein wie inzestuöse Verhältnisse (und wieder liegt die Ödipus-Assoziation nahe), die doch Wert darauf legen, sich keiner exogamen Unreinheit auszusetzen.

Der Inzest entspringt einem Reinheitsbedürfnis. Kein außerfamiliales, fremdes, unreines Element soll den reinen Familienbezug kontaminieren. Die Implikationen dieses inzestuösen Reinheitsbegehrens sind nun aber von schwer zu überbietender Unreinheit. Und dies nicht etwa nur auf dem Gebiet einer Tabuverletzung, deren letzte psychologische, medizinische, eugenische etc. Gründe schwer zu ermitteln sind. Sondern gerade und vor allem auf dem reinsten aller denkbaren Gebiete, auf dem der reinen Logik.³ Wenn – um das klassische Paradigma zu Illustrationszwecken zu nutzen – Ödipus mit seiner eigenen Mutter Iokaste ein Kind zeugt, so sorgen beide für bemerkenswert unreine, selbstwidersprüchliche Verhältnisse. Ist dieses Kind doch zugleich und in derselben Hinsicht auf Ödipus nun eben sein Kind und (da Kind seiner Mutter) sein Geschwister bzw. im Hinblick auf Iokaste ihr Kind und zugleich (da Kind ihres Sohnes Ödipus) ihr Enkelkind. So unrein, so unübersichtlich, so chaotisch, so uneindeutig kann sich Reinheit ausnehmen. Genau in dem Maße, in dem ein Reinheitsbegehren inzestuöse Größe gewinnt, zerstört es sich selbst.